

Prof. Dr. Winfried Haunerland, München
Direktor des Herzoglichen Georgianums

„Heute gerne Priester sein“

Vortrag im Wilhelmsstift, Tübingen – 3. November 2017

Festakt 200 Jahre Wilhelmsstift Tübingen und Priesterseminar Rottenburg

Verehrter Herr Bischof,
liebe Mitbrüder,
liebe Alumnen und Diözesantheologen,
meine Damen und meine Herren!

„Aus, Amen, Ende“ – so steht es provokativ auf einem Buchtitel aus dem Frühjahr 2017. Ein Münsteraner Priester will darin erklären, warum er nicht mehr Pfarrer sein kann, wenn er Priester bleiben möchte. „Aus, Amen, Ende“ – redlicherweise dürfen wir nicht übersehen, dass der Buchtitel mit einem Fragezeichen versehen ist und damit erkennen lässt, dass der Autor auf der Suche ist und gerade danach fragt, wie das definitive Aus und Ende vermieden werden kann. Sowohl die Nachricht, dass der 55-jährige Pfarrer im Jahr 2016 seine Pfarrstelle aufgab, als auch das Buch haben medial Aufmerksamkeit gefunden und – wie nicht anders zu erwarten – zu unterschiedlichen Reaktionen geführt. Die große Resonanz zeigt: Die Fragen, die der in seiner Diözese anerkannte und hoch angesehene Priester stellt, betreffen offensichtlich auch andere und können nicht einfach weggewischt werden.

Priestersein in unserer Zeit – das ist anders als vor einer oder gar zwei Generationen. Die Vorstellungen, mit denen die meisten Priester ihren Dienst begonnen haben, sind nicht nur – wie vermutlich in jeder Zeit – durch die Erfahrungen in der neuen Rolle korrigiert worden. Sondern viele haben den Eindruck gewonnen, dass sich innerhalb weniger Jahrzehnte oder gar nur Jahre die Erwartungen der Menschen an die Priester massiv verändert haben. Viele Priester spüren, dass es andere kirchliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen gibt und dass in ihrem Leben und Arbeiten manches nicht mehr möglich ist und anderes notwendig wird. Medial zumindest überwiegt der Eindruck, dass nicht nur die Gemeinden, sondern auch die Priester diese Veränderungen vor allem als Verlust erleben. So kann man zu der Einschätzung kommen, normal ist es, dass Priester an diesen Entwicklungen leiden und unglücklich sind. Wer nicht die Veränderungen beklagt, steht leicht unter dem Verdacht der Realitätsverweigerung.

Unter diesem Vorzeichen mag möglicherweise mancher auch den Titel meines Vortrages als provokativ empfinden: „Heute gerne Priester sein“ – und das noch ohne Fragezeichen. Muss man heute nicht eher sorgenvoll und mit Vorbehalten in der Kirche und mit der Kirche leben? Sind die Entwicklungen nicht so eindeutig, dass jeder, der heute *gerne* Priester ist, weltfremd ist?

Diese Stimmungslage steht im Hintergrund, wenn ich jetzt mit Ihnen drei Schritte gehen möchte. Zuerst will ich einen kurzen Blick auf die Situation werfen, in der wir leben und die für unser Priesterbild Konsequenzen hat. Eine – natürlich selektive – Relecture der Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils zum priesterlichen Amt kann in einem zweiten Punkt helfen, das eigene Priesterbild noch einmal an einer gesamtkirchlichen Vision zu orientieren. Abschließend möchte ich dann einige praktische Perspektiven nennen, die nach meiner Überzeugung für die Kirche und für uns als Priester in der Gegenwart hilfreich sein können. Vielleicht zeigen sie, wie wir in einer komplexen Situation handlungsfähig bleiben können, und vielleicht sind sie damit auch eine Hilfe, heute gerne Priester zu sein.

1. Was prägt die Situation der Priester heute?

Anders als vor einigen Jahrzehnten von manchen vermutet, sind Religion und Religiosität aus unserer Gesellschaft nicht verschwunden. Aber die Bedeutung der verfassten Religionsgemeinschaften ist massiv zurückgegangen. Die traditionelle Form der Volkskirche – so sagen mittlerweile viele – ist längst tot. Damit verbunden ist eine schwindende gesellschaftliche Bedeutung der Kirchen und natürlich auch eine schwindende gesellschaftliche Anerkennung ihrer Amtsträger.

Die Kirchenbindung der Getauften wird geringer. Zwar gibt es weiterhin Erwartungen an die Kirche und ihre Priester. Aber diese Erwartungen sind sehr unterschiedlich und widersprechen sich auch manchmal. Viele Seelsorge haben den Eindruck, dass sie vor allem als Dienstleistende gefragt sind, die möglichst kundengerecht das liefern sollen, was gerade gewünscht wird. Die eigenen Vorstellungen der Priester von Seelsorge, von Glaubensverkündigung und Gemeindeaufbau stehen dazu oft in Spannung.

Skepsis, Distanz und Misstrauen gegenüber den Priestern werden gefördert durch das wachsende Unverständnis für die zölibatäre Lebensform, aber auch durch konkretes Fehlverhalten von Priestern, zu dem an erster Stelle die seit dem Jahr 2010 bekanntgewordenen Fälle sexuellen Missbrauchs gehören. Der große Vertrauensvorschuss, von dem viele Priester früher ausgehen konnten, ist nicht mehr selbstverständlich. Einzelne Priester haben mir auch erzählt, dass sie in der Öffentlichkeit schon beschimpft oder rüde angegangen wurden, allein weil sie als Priester erkennbar waren.

Diese schon an sich verunsichernde Großwetterlage geht einher mit einer gewaltigen Veränderung der Pastoral und ihrer Strukturen. Die Zahl der Priester wird geringer, die Gruppe der sonntäglichen Gottesdienstmitfeiernden wird kleiner, weniger Getaufte nehmen aktiv am Gemeindeleben teil, die Zahl der Kirchenmitglieder sinkt und stärker als in der Vergangenheit erfahren wir, dass die finanziellen Ressourcen begrenzt sind. Alle diese Entwicklungen verbieten es, einfach weiter zu machen wie bisher. Die strukturellen und pastoralen Lösungen, die in den verschiedenen Diözesen derzeit gesucht und erprobt werden, haben dabei massive Auswirkungen auf das Leben der Priester, ihre Rolle in den Gemeinden und ihr Selbstverständnis. Ich habe die Sorge, dass dies nicht an allen Stellen mit der notwendigen Sorgfalt reflektiert wird. Die praktischen Herausforderungen sind offensichtlich so groß, dass manchmal pragmatische Lösungen dankbar umgesetzt werden, ohne die ekklesiologischen und lebenspraktischen Konsequenzen zu bedenken. Deshalb frage ich mich seit längerem, ob diese Prozesse auch theologisch angemessen begleitet werden.

Nun darf und muss sich das Priesterbild im Laufe der Geschichte verändern. Aber diese Veränderungen sind keine Naturereignisse, sondern können und müssen unter anderem von Entscheidungen beeinflusst werden, die nicht nur ökonomisch und soziologisch begründet werden dürfen, sondern auch theologisch richtig sein müssen. Darum bleibt es gerade in einer solchen Zeit der Veränderung notwendig, nach amtstheologisch grundlegenden Kriterien zu fragen, die auch unter den veränderten Rahmenbedingungen Orientierung geben können. Deshalb:

2. Was sagt das Zweite Vatikanische Konzil zum priesterlichen Amt?

Das Priestertum der katholischen Kirche war kein Megathema des Zweiten Vatikanischen Konzils. Was ein Priester ist, schien in damaliger Zeit selbstverständlich zu sein und wurde insofern kaum problematisiert. Für die Ekklesiologie war es offensichtlich bedeutsamer, einseitige Kirchenbilder der letzten Jahrhunderte im guten Sinn zu relativieren, d. h. in Beziehung zu anderen Erkenntnissen zusetzen. Da war es den Bischöfen wichtig, das abgebrochene Erste Vatikanische Konzil zu ergänzen und die hohen Aussagen über den Primat des Papstes mit einer Theologie des Bischofsamtes zu ergänzen. Auch die über Jahrhunderte gewachsene Klerikalisierung der Kirche war in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil zunehmend als Problem erkannt worden und sollte überwunden werden. Denn Kirche sind nicht nur die Kleriker, sondern das ganze Volk Gottes, in dem alle Getaufte grundlegend die gleiche Würde haben. Neben die reichen theologischen Aussagen zum Episkopat und die entsprechenden Überlegungen zu den Laien wurde erst in einer relativ späten Phase des Konzils auch das Dekret über den Dienst und das Leben der Presbyter *Presbyterorum ordinis* gestellt.¹

¹ Vgl. dazu jüngst Andreas Wollbold, 50 Jahre Konzilsdekret „Presbyterorum Ordinis“. Archäologie oder Aktualität?, in: MThZ 67 (2016) 308–323; auch Winfried Haunerland, Priesterliche Existenz heute. Zur spirituellen

Nun hat man kritisiert, die Presbyter seien im Konzil so stark auf den Bischof bezogen worden, dass sie eigentlich kein eigenständiges Amt mehr hätten, sondern nur eine Funktion des Bischofsamtes geworden seien.² Mir scheint diese Interpretation den Bemühungen des Konzils nicht gerecht zu werden. In der Tat stellt das Konzil heraus, dass der Bischof die Fülle des priesterlichen Amtes habe. Und man kann durchaus den Eindruck haben, dass die auf dem Konzil versammelten Bischöfe geradezu ängstlich besorgt waren, den stellvertretenden Charakter des presbyteralen Handelns herauszustellen.

Aber auch wenn die Aussagen über den Priester als Vertreter des Bischofs in den Konzilstexten relativ dominant sind, darf nicht übersehen werden, dass die Dokumente die Priester ebenso in einer unmittelbaren Christus-Beziehung sehen. So erinnert *Presbyterorum Ordinis* Art. 2 daran, dass

„das Priestertum der Amtspriester ... durch ein eigenes Sakrament übertragen [wird]. Dieses zeichnet die Priester durch die Salbung des Heiligen Geistes mit einem besonderen Prägemaß und macht sie auf diese Weise dem Priester Christus gleichförmig, so daß sie in der Person des Hauptes Christus handeln können.“ (PO 2)

Die Presbyter repräsentieren also nicht nur den Bischof, sondern sie repräsentieren auch Christus selbst, der das Haupt seiner Kirche ist. Es gibt insofern im konziliaren Konzept eine doppelte Repräsentation³, wobei die eine nicht einfach in der anderen aufgeht. Der Presbyter handelt *in persona Christi capitis*, weil er dazu sakramental befähigt ist, und nicht nur deshalb, weil er den Bischof gegenwärtig setzt.⁴

Bei der Rezeption der Konzilstexte muss also vermieden werden, aus der positiven Anbindung der Presbyter an den Bischof zu schließen, es gäbe keine Christus-Unmittelbarkeit des Priesters. Diese bleibt wichtig und dürfte für die Spiritualität der Priester sogar wichtiger sein als die mehr oder weniger tragfähige Beziehung zur Person ihres jeweiligen Bischofs, so nett und sympathisch dieser auch sein mag.

Neu ist die Unterordnung des Presbyters unter den Bischof nun wirklich nicht – die gibt es schließlich schon spätestens seit Ignatius von Antiochien. Der zentrale amtstheologische Neuanfang des Konzils besteht vielmehr darin, dass das ordinierte Amt, also das Weihesakrament, nicht primär von der Eucharistievollmacht her definiert ist. Der Ordo wird vielmehr von der

Dimension des Priestertums im Anschluss an das II. Vatikanische Konzil, in: Klerusblatt 96 (2016) 26-30. In diesem 2. Abschnitt greife ich teilweise auf dort vorgetragene Gedanken zurück.

² Vgl. dazu exemplarisch Ludwig Mödl, Das Dekret über Dienst und Leben der Priester *Presbyterorum Ordinis*, in: Franz Xaver Bischof / Stephan Leimgruber (Hg.), Vierzig Jahre II. Vatikanum. Zur Wirkungsgeschichte der Konzilstexte, Würzburg 2004, 297-315, hier 315.

³ Der Begriff wird hier natürlich anders verwandt als bei Gisbert Greshake, der die Repräsentation Christi und der Kirche unterscheidet. Vgl. Gisbert Greshake, Priester sein in dieser Zeit. Theologie – Pastorale Praxis – Spiritualität. Freiburg – Basel – Wien 2001, 101-146.

⁴ Dass beide Bezüge für die Theologie des Priesterdekretes grundlegend sind, belegt auch PO 12: „Das Weihesakrament macht die Priester Christus dem Priester gleichförmig. Denn sie sind Diener des Hauptes zur vollkommenen Auferbauung seines ganzen Leibes, der Kirche, und Mitarbeiter des Bischofsstandes.“

Sendung Christi her verstanden, und Bischofs- wie Priesteramt werden als Teilhabe an den drei Ämtern Christi interpretiert (vgl. LG 21, 28; PO 4-6 u.ö.).⁵ Mehrfach wird dabei herausgestellt, dass es „die erste Aufgabe der Priester“ wie der Bischöfe ist, „allen die frohe Botschaft zu verkünden“ (PO 4; vgl. LG 25). Natürlich ist den Bischöfen und Priestern neben dem Lehramt auch das Heiligungsamt mit den Sakramenten und das Hirtenamt im Dienst der Seelsorge und der Leitung der Gemeinde übertragen. Aber der Vorsitz in der Eucharistie ist nicht losgelöst von den anderen Aufgaben her zu denken, sondern kommt ihnen gerade deshalb zu, weil die Priester zur Auferbauung der Gemeinde durch Wort und Sakrament berufen sind.

Eine Gefahr dieses Priesterbildes ist, dass im kanonischen Gemeindeleiter, also im Pfarrer, das Ideal des Priesters gesehen wird. Dies entsprach aber weder der Wirklichkeit priesterlichen Dienstes in der Vergangenheit, noch dürfte es für die Gegenwart ein tragfähiges Konzept sein. Genau hier eröffnen aber die Aussagen des Konzils neue Perspektiven. Indem nämlich dem Bischof das Priesteramt in Fülle zugesprochen wird, ergeben sich Möglichkeiten für ein wesentlich differenzierteres Priesterbild.

Sehr eindrucksvoll beschreibt das Priesterdekret, welche vielfältigen und anspruchsvollen Leistungen von den Presbytern erwartet werden. Im Blick auf die verschiedenen Zielgruppen der Seelsorge heißt es in *Presbyterorum Ordinis* 6:

„Obgleich die Priester allen verpflichtet sind, so sollen sie sich doch vor allem der Armen und Geringen annehmen. Denn der Herr selbst war ihnen verbunden, und ihre Evangelisation ist zum Zeichen messianischen Wirkens gesetzt. Mit besonderem Eifer sollen sie sich auch der Jugend annehmen, ebenso der Eheleute und Eltern, die in Freundeskreisen zu versammeln wünschenswert ist, damit sie einander helfen, ihr oft schweres Leben leichter und vollkommener christlich zu meistern. Ferner mögen die Priester daran denken, dass alle Ordensmänner und Ordensfrauen als ausgezeichnete Teil im Hause Gottes eine eigene Sorge für ihren geistlichen Fortschritt zum Wohl der ganzen Kirche verdienen. Am meisten sollen sie für die Kranken und Sterbenden besorgt sein, sie besuchen und im Herrn aufrichten ... Ihre besondere Sorge gelte jedoch den Katechumenen und Neugetauften; sie sind schrittweise zur Erkenntnis und Führung eines christlichen Lebens zu erziehen.“ (PO 6)

Der Text zeichnet sich dadurch aus, dass er bei seinem Bemühen um Vollständigkeit dennoch Prioritäten zu setzen versucht, die allerdings lebenspraktisch kaum ernst genommen werden können. Denn wie soll ein Einzelner sich vor allem der Armen und Geringen annehmen und zugleich mit besonderem Eifer auch der Jugend sowie der Eheleute und Eltern? Eine eigene Sorge verdienen weiterhin die Ordensleute, aber am meisten sollen sich die Presbyter um die

⁵ Vgl. dazu etwa Judith Müller, In der Kirche Priester sein. Das Priesterbild in der deutschsprachigen katholischen Dogmatik des 20. Jahrhunderts, Würzburg 2001, 161-166.

Kranken sorgen, wobei ihre besondere Sorge den Katechumenen gilt. Wie soll das gehen, wenn zur amtlichen Verantwortung des Pfarrers genauso auch kirchliche und staatliche Verwaltungsaufgaben gehören und eine partizipative Seelsorgekultur und die Wertschätzung des Einsatzes der ehrenamtlichen und hauptberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ohne Absprachen und Sitzungen nicht möglich ist? Wer alles priorisiert, priorisiert nichts. Wer wirklich Prioritäten setzen will, muss auch sagen, was weniger wichtig ist und auch liegen bleiben kann.

Wenn also ein einzelner Presbyter einen Text wie Artikel 6 des Priesterdekretes als Maßstab oder gar Gewissensspiegel für sich und sein presbyterales Handeln nimmt, ist er überfordert und muss verzweifeln. Genau hier kann es hilfreich sein, die Amtstheologie des II. Vatikanums wieder aufzugreifen und ein realistisches Priesterbild zu entwickeln: Wenn das Amt in seiner Fülle dem Bischof zukommt, dann muss dieser sicherstellen, dass alle Dimensionen des Amtes in seiner Diözese in angemessener Weise gelebt werden. Für die einzelnen Presbyter heißt das, dass nicht jeder alle Dimensionen des Amtes in gleicher Weise verwirklichen muss, sondern je nach seiner konkreten Beauftragung einseitig sein darf und sogar einseitig sein muss.

Der Bischof und seine Mitarbeiter in der Diözesanleitung werden durch solche umfassenden Aussagen an wichtige Aufgaben erinnert, die sie berücksichtigen sollen, wenn sie Kriterien entwickeln, für welche Aufgaben sie Presbyter besonders beauftragen wollen. Dem einzelnen Presbyter allerdings muss der Bischof gerade nicht eine umfassende Sorge für das Ganze und vor allem nicht für alles übertragen. Vielmehr kann der Bischof wichtige Aufgaben des Amtes durchaus so aufteilen, dass einzelne Presbyter ohne schlechtes Gewissen auch wichtige Aufgaben liegen lassen können, weil diese Aufgaben nicht *ihre* Aufgaben sind. Dafür aber werden sie frei, ihren eigenen Aufgaben tatsächlich besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Fähigkeit, verantwortet „nein“ sagen zu können, um der eigenen spezifischen Sendung gerecht zu werden, dürfte – wenn nicht alles täuscht – gerade in unserer heutigen Zeit eine wichtige pastorale und spirituelle Kompetenz sein. Denn nur wer „nein“ sagen kann, kann auch zuverlässig „ja“ sagen.

Damit aber sind wir schon bei konkreten Perspektiven, die für das Handeln der Kirche und das Leben der Priester in der Gegenwart wichtig sein können, fünf Perspektiven, die vielleicht helfen, trotz der wachsenden Herausforderungen hinter den Titel meines Vortrags ein Ausrufezeichen zu setzen und gerne Priester zu sein und zu bleiben. Also:

3. Was kann helfen, gerne Priester zu sein?

(1) Im Blick auf das Zusammenspiel zwischen Priestern und Diakonen, Priestern und hauptberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Priestern und Ehrenamtlichen geht es nicht darum, dass die Priester etwas Besseres sind. Aber ihnen ist durch die Weihe ein spezifischer Dienst im Blick auf die Brüder und Schwestern übertragen. Es bleibt eine Herausforderung,

dass diese spezifische Sendung der Priester nicht nur beschworen wird, sondern auch wahrgenommen und akzeptiert wird. Tatsächlich aber besteht eine erste Versuchung darin, die strukturellen Schwierigkeiten durch größere Zentralisierung zu lösen. Man spricht vielleicht von Entlastung, bündelt aber immer mehr Kompetenzen auf den Bischof und seine Mitarbeiter in der Bistumsleitung und beschneidet so den Gestaltungsspielraum der Priester vor Ort und damit auch den Gestaltungsspielraum der kleineren Einheiten der Kirche.

Papst Franziskus hat in seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* ausgeführt: „Es ist nicht angebracht, dass der Papst die örtlichen Bischöfe in der Bewertung aller Problemkreise ersetzt, die in ihren Gebieten auftauchen. In diesem Sinn spüre ich die Notwendigkeit, in einer heilsamen ‚Dezentralisierung‘ voranzuschreiten.“ (EG 16) Wer diese Rehabilitation der Subsidiarität in der Kirche begrüßt, sollte zumindest vorsichtig sein, in der Ortskirche alles auf den Bischof zu konzentrieren.

(2) Nicht nur unter dieser Prämisse ist es ebenso problematisch, wenn zwar die ekklesiale Bedeutung des sakramentalen Bischofsamtes stark betont wird, gleichzeitig aber zwischen dem sakramentalen Priesteramt und den anderen Seelsorgeberufen immer weniger differenziert wird. Die Nivellierung der verschiedenen Seelsorgeberufe ist eine zweite Falle, die gerade dort droht, wo man möglichst effektiv alle bisherigen Aufgaben weiterführen will. Die richtige Erkenntnis, dass Seelsorge zur Sendung der ganzen Kirche gehört, hat zu Recht neue pastorale Berufe entstehen lassen. Aber diese dürfen nicht in Situationen gebracht werden, in denen sie die presbyteralen Dienste umfassend ersetzen müssen. Vielmehr muss im Alltag deutlich bleiben und erlebt werden, wofür die verschiedenen Dienste spezifische Verantwortung tragen. Diakone und Pastoralreferentinnen und Gemeindereferenten werden jedenfalls nicht dadurch aufgewertet und in ihrer je eigenen Berufung wertgeschätzt, dass der Unterschied zu den Priestern unsichtbar wird. Vor allem aber gefährdet es die sakramentale Grundstruktur der Kirche, wenn das sakramentale Amt in seiner unersetzlichen Funktion unsichtbar wird.

Daraus folgt auch: Wer glaubt, ein starkes Bischofsamt mit einem schwachen Priesteramt verbinden zu können, wird sich täuschen. Das hehre Bild des Bischofs, das das Konzil zeichnet, wird missverstanden, wenn es dazu benutzt wird, den Dienst des Presbyters zu marginalisieren. Eine kleine Anmerkung im Priesterdekret liest sich nämlich wie eine hermeneutische Lesehilfe. Dort steht – in wörtlicher Übersetzung: „Von den Priestern, die ja Mitarbeiter der Bischöfe sind, gilt auch das, was über die Bischöfe gesagt wird.“ (PO 4 Anm. 4).⁶ Die Presbyter haben also wesentlich dieselben Aufgaben wie die Bischöfe, deren erste Mitarbeiter sie sind. Solange aber

⁶ Presbyterorum ordinis, Nr. 4 Anm. 4: „De presbyteris, utpote qui sint Episcoporum cooperatores, valent quoque illa, quae de Episcopis dicuntur.“ Vgl. den Hinweis auf diese Fußnote bei Wollbold (wie Anm. 1) 319.

nach katholischer Überzeugung dem Bischof in seiner Diözese die Gesamt- und Letztverantwortung zukommt, muss dies aus ekklesiologischen und amtstheologischen Gründen für die Presbyter in dem ihnen übertragenen begrenzten Aufgabenbereich analog auch gelten.

(3) Aus dem immer begrenzten Auftrag, der dem einzelnen Presbyter gegeben wird, ergibt sich, dass er Dinge liegen lassen darf, für die er keine Verantwortung trägt – so wie ich es oben angedeutet habe. Wenn der Bischof das Priesteramt in Fülle hat, dann darf der Presbyter Priester im Fragment sein. Das aber heißt natürlich, dass der Bischof dem Einzelnen nur das übertragen darf, was der Einzelne tragen kann. Wenn nicht alles erfüllt werden kann, muss der Bischof auch die Verantwortung dafür tragen, dass bestimmte Bereiche nicht, nicht mehr oder im Moment nicht abgedeckt werden können.

Wenn der Eindruck nicht täuscht, stolpern wir in der Kirche häufig in die Falle, für alle wichtigen und weniger wichtigen Aufgaben einen Zuständigen zu ernennen, auch wenn dieser sich nicht tatsächlich der Sachen annehmen kann. Eine solche Lösung ist in Wirklichkeit eine Scheinlösung. Wenn nicht mehr alles geht, was bisher üblich war, und wenn vielleicht sogar manches nicht mehr geht, was eigentlich wünschenswert und notwendig ist, müssen wir den Mut haben, das auch zu sagen. Das gilt für Diözesen und Pfarrgemeinden, aber auch für andere Felder wie z. B. unsere Priesterseminare mit ihren kleiner gewordenen und häufig immer noch kleiner werdenden Kommunitäten. Abgrenzung muss hier in der Regel durch die geschehen, die die Leitungsverantwortung haben – der Bischof in seiner Diözese, der Pfarrer in seiner Pfarrei und wir Regenten im Blick auf die Seminargemeinschaften in unseren Ausbildungshäusern.

(4) Auch der Einzelne muss angesichts der Überfülle an möglichen Aufgaben und Erwartungen realistisch bleiben. Wir können nicht alles machen, was sinnvollerweise gemacht werden könnte. Das gilt auch für den Aufgabenbereich, der dem Einzelnen übertragen ist. Insofern wird jeder im eigenen Verantwortungsbereich Schwerpunkte setzen dürfen, die zugleich Entscheidungen gegen andere Schwerpunkte sind.

Mir schiene es lohnend zu sein, miteinander im Presbyterium zu überlegen, wie im Blick auf die presbyteralen Aufgaben unterschieden werden kann zwischen dem, was zur unbedingten Pflicht gehört und was als Wahlpflicht angesehen wird. So gehört die sonntägliche Messfeier mit der Gemeinde für einen Pfarrer sicher zur absoluten Pflicht, aber ein Pfarrer wird kaum in gleicher Weise jeweils Schwerpunkte in der Ehepastoral, in der Trauerpastoral und im Neuaufbau der Jugendarbeit setzen können. Hier gilt es begründet auszuwählen.

Bei solchen Überlegungen ist natürlich darauf zu achten, dass die unbedingten Pflichtaufgaben nicht alle Kraft absorbieren dürfen, damit noch wirkliche Akzente im Wahlpflichtbereich möglich sind. Im Idealfall hat der Priester sogar noch Luft für das, was ich als presbyterale Kür

bezeichnen würde: Aufgaben, die für das Leben der Kirche zwar sinnvoll, aber nicht unbedingt notwendig sind oder zumindest nicht notwendigerweise vom Priester wahrgenommen werden müssen, aber aufgrund der Begabung oder Neigung eines bestimmten Priesters von diesem gerne übernommen werden. Der Lebens- und Berufszufriedenheit wird es vermutlich helfen, wenn es Bereiche gibt, in denen ich mit meinen spezifischen Charismen und Vorlieben ein wenig experimentieren und spielen kann.

(5) Wenn über die bisher genannten Perspektiven Konsens erzielt würde, dann könnte dies durchaus zu einer größeren Gelassenheit führen. Allerdings dürfen wir uns nichts vormachen: Es gibt kein Leben ohne Rückschläge, Enttäuschungen und Misserfolge. Das gilt auch für das Leben der Priester. Damit müssen wir also rechnen. Deshalb darf auch der Blick auf diese Begrenzungen und Grenzerfahrungen nicht fehlen.

Schon im Blick auf die Priesterausbildung wird vom Konzil auf die Wichtigkeit der Christusbeziehung des einzelnen Kandidaten hingewiesen und gefordert: „Sein [Christi] Pascha-Mysterium sollen sie [die Seminaristen] so darleben [*vivant*], dass sie das Volk, das ihnen anvertraut wird, darin einzuführen vermögen.“ (OT 8)

Das Konzil greift hier den zentralen Begriff „Pascha-Mysterium“ auf, der schon in der Liturgiekonstitution die theologische Leitidee war⁷ und sich auch in anderen Dokumenten (vgl. etwa PO 2) als christologischer und soteriologischer Kerngedanke des Konzils erweist.⁸ Das Pascha-Mysterium soll also das Leben der künftigen Priester immer mehr prägen, damit sie andere in dieses österliche Geheimnis einführen können.

Die grundlegende Bedeutung des Pascha-Mysteriums wird allerdings missverstanden, wenn darin lediglich der österliche Sieg gesehen wird. Pascha-Mysterium meint Leiden, Tod und Auferstehung Christi und nimmt sein ganzes Leben in den Blick, insofern es einerseits Entäußerung, Erniedrigung und Hingabe ist, andererseits aber auch vom Vater angenommen und in das neue ewige Leben der Auferstehung hinübergegangen ist. Pascha-Mysterium kann nicht reduziert werden auf den Sieg Jesu über den Tod, sondern nimmt die Dynamik in den Blick, die das Erlösungsgeschehen, aber auch das irdische Leben des Erlösers und der Erlösten bleibend prägt.⁹

Wo Amtstheologie und priesterliche Spiritualität diesen pascha-christologischen Bezugspunkt haben, müssen wir keine Angst vor einem triumphalistischen Priesterbild haben. Eine pascha-

⁷ Vgl. Simon A. Schrott, Pascha-Mysterium. Zum liturgietheologischen Leitbegriff des Zweiten Vatikanischen Konzils (Theologie der Liturgie 6), Regensburg 2014.

⁸ Vgl. dazu etwa Christian Hennecke, Die Wirklichkeit der Welt erhellen. Ein ökumenisches Gespräch mit Dietrich Bonhoeffer über die ekklesiologischen Perspektiven der Moralverkündigung (KKS 66), Paderborn 1997, v. a. 42-142; auch Angelus A. Häußling, „Pascha-Mysterium“. Kritisches zu einem Beitrag in der dritten Auflage des *Lexikon für Theologie und Kirche*, in: ALW 41 (1999) 157-165.

⁹ Vgl. Winfried Haunerland, Der liturgietheologische Leitbegriff des Zweiten Vatikanischen Konzils. Anmerkungen zu einer wichtigen Studie über das Pascha-Mysterium, in: LJ 64 (2014) 263-271.

christologische Spiritualität der Priester nimmt daran Maß, dass auch Christus gekommen ist um zu dienen und sein Leben für die Menschen hinzugeben (vgl. Mk 10,45). Wer das Pascha-Mysterium ernst nimmt, weiß, dass der priesterliche Dienst auch mit Last, Leid und Erfolglosigkeit verbunden ist. Eine pascha-christologische Spiritualität ruft nicht nur zur Solidarität mit den Menschen an den Rändern, mit den Leidenden und Zukurzgekommenen, sondern sucht ihre Kraft in der Solidarität dessen, der für uns gelitten hat und gestorben ist. Vom Pascha-Mysterium her wissen wir aber auch, dass der gescheiterte Mann aus Nazareth nicht im Tod geblieben ist, sondern in der Auferstehung als Sohn Gottes offenbar wurde. Der Blick auf den Auferstandenen lässt erkennen, wohin die Kirche unterwegs ist. Das Ziel ist aber nicht das Ergebnis unserer Leistung. Daran darf der Priester hoffend festhalten, auch wenn die Last und die Sorgen des Alltags ihn mutlos machen wollen.¹⁰ Eine pascha-christologische Prägung des Priesterbildes kann uns insofern helfen, mit den Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit gelassener umzugehen, weil das Entscheidende nicht von uns getan werden muss.

Natürlich ist das Pascha-Mysterium nicht nur ein Lebensprogramm für die Priester, sondern für alle Getauften. Aber wenn das Leben aller Christen vom Pascha-Mysterium geprägt werden soll, dann muss bei denen, die die anderen dazu anleiten sollen, der Wille und das Bemühen existieren, daraus auch selbst zu leben. Spezifisch priesterlich ist deshalb nicht der Bezug zum Pascha-Mysterium, sondern dass der Priester nicht nur sein Leben als Christ, sondern auch seinen presbyteralen Dienst von dieser pascha-christologischen Dynamik her versteht und zu leben versucht.

Die pascha-theologische Prägung der Pastoral, des amtlichen Handelns und der priesterlichen Existenz macht vielleicht auch plausibel, warum die Feier der Messe nicht nur als notwendiger und geschuldeter Dienst für die Gemeinde anzusehen ist, sondern von uns Priestern auch als Mitte unseres Lebens verstanden und gepflegt werden kann. Im Bild gesprochen: Mit den Gaben von Brot und Wein können wir auch die Grenzen unserer Arbeit mit auf den Altar legen. Und wir dürfen den Herrn bitten, dass er aus unseren vermeintlichen Erfolgen und Misserfolgen das wachsen lässt, was ihm zur Ehre und den Menschen zum Heil gereicht.

¹⁰ Vgl. dazu auch Winfried Haunerland, „Und stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes.“ Das Pascha-Mysterium als Mitte priesterlicher Existenz, in: Klerusblatt 93 (2013) 108-111.